

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

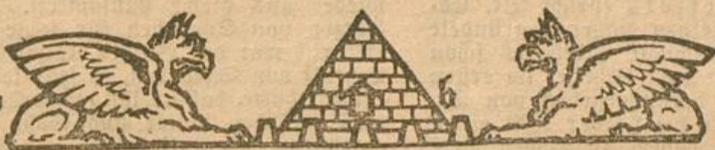
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

4.7.1920 (No. 27)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 27



4. Juli 1920

W. E. Dostering / Grimmelshausen und Wir.

Grimmelshausen, und vor allem sein Hauptwerk, der „Abenteuerliche Simplicius Simplicissimus“ (neben dem er noch eine erhebliche Anzahl lezenswerter Bücher geschrieben hat), gehören zu den literarischen Erscheinungen, mit denen jedes Geschlecht, jeder einzelne sich immer neu auseinanderzusetzen Anlaß findet. Mit Recht nennt Jos. Rabler in seiner prächtigen Literaturgeschichte den Simplicissimus „das Buch der Bücher der Deutschen“. Es wäre eine verkehrte Einstellung, dies Werk nur als Roman oder nur als kulturhistorische Schilderung zu betrachten, es will außerdem als Bekenntnisbuch gewertet sein. Als Roman behandelt es die äußeren und inneren Schicksale eines Deutschen von der Geburt bis zum Tode; als historisches Werk gibt es ein erschütterndes und in seiner umfassenden Kraft nicht wieder übertrroffenes Abbild trostloser deutscher Vergangenheit; als Bekenntnisbuch aber zeigt es uns das geistige Gesicht, die Seelenverfassung seines Urhebers in einer Stärke, Ursprünglichkeit und Mannhaftigkeit, die erhebend wirken. Der dies Werk schrieb und es so schrieb, daß er den Leitspruch davor setzen durfte: „Es hat mir so wollen behagen, mit Lachen die Wahrheit zu sagen“, muß ein ganzer Mann gewesen sein. Einer der seine Stellung zum Leben gefunden hatte und sie zu behaupten wußte. Deshalb konnte Scheffel den Glückwünschvers auf ihn dichten:

Der alte Grimmelshausen war
Ein feiner Geist in grober Zeit,
Ein tapfer Herz bei heißem Streit,
Ein fester Mann, kein Männchen,
Der Stadtschultheiß von Renchen.

Dieser persönliche Kern, der im Simplicissimus und seinen Fortsetzungen geborgen liegt, gibt diesen Büchern ihren Gehalt, ihren Klang, aus dem man Seele zu Seele sprechen hört. Es war kein Kleines, von früher Jugend an leidend und mittätig durch die Greuel des 30jährigen Krieges zu gehen und im Innern unverwundet sein eigenes Selbst gesund und fruchtbar zu bewahren. Grimmelshausen hat es getan und in Zeiten eines grenzenlosen materiellen und moralischen Verfalls im Vaterland das Beispiel eines ungebrochenen und unzerstörten Charakters aufgestellt. Zwar läßt er seinen Helden durch alle Sümpfe der Zeit waten (er wird Narr, Soldat, Mädchenverführer, galanter Liebhaber, Deutbetrüger, Strauchdieb gar), aber er läßt ihn auch den Weg aus allen Verirrungen wieder auf sauberes Land finden. Aus Schuld und Fehl zur Läuterung und Selbstelehr: es ist die deutsche Bahn, die Wolframs „Parzival“, Goethes „Faust“ und Kellers „Heinrich“ auf ihre Art auch wandeln. Es ist das Vorbild, das uns heute wieder mehr denn je nützt und erquickt, uns, die wir auch einen Krieg voll moral- und glüterzerstörender Gewalt äußerlich zwar hinter uns haben, aber innerlich noch mit starken Rückungen im Volkskörper verspüren.

Grimmelshausen läßt den Simplicissimus eine religiöse Wandlung durchmachen. In einer Erkenntnis über die Schlechtigkeit

der Welt und die Nichtigkeit ihrer Freuden flieht er als Einsiedler in die Tiefe des Schwarzwaldes und später — um allen Verlockungen gründlich aus dem Weg zu gehen — auf ein fernes Eiland, wo er, wie nachmals Robinson Crusoe, für sich haust und eine kleine Welt errichtet, die von den Schädigungen des rucklosen Krieges und den Lasten des Friedens verschont bleibt. Einem Schiffskapitän, der ihn wieder in die Heimat bringen will, antwortet er abwehrend: „... Als ich noch in Europa lebete, war alles (ach Jammer, daß ich solches von Christen zeugen soll) mit Krieg, Brand, Mord, Raub, Plünderung usw. erfüllt! Als aber die Güte Gottes solche Plagen samt dem grausamen Hunger hinwegnahm und den edeln Frieden wieder sandte, da kamen allerhand Laster der Wollust als Fressen, Saufen und Spielen, Huren, Buhlen und Ehebrechen, welche den ganzen Schwarm der andern Laster alle nach sich ziehen, bis es endlich so weit kommen ist, daß je einer durch Unterdrückung des andern sich groß machte und dabei wird dann keine List, kein Betrug und keine politische Spitzfindigkeit gespart.“

Das Bild stimmt auch heute wieder: zum Amüsierkoller dürfte der Warner noch Arbeitscheu, Wucher- und Schiebertum hinzufügen. Und auch das andere stimmt, daß viele Menschen, angewidert von diesem Treiben und unbefriedigt von seiner ganzen Hohlheit in eine Welt des Jenseitigen flüchten. Viele, denen das offizielle Kirchentum nicht genügt, verrennen sich in allerhand mystische, theosophische, buddhistische und sonstige halbdunkle Gedankengänge, weil sie außerhalb des eignen Selbst die Rettung suchen. So haben jetzt gewandte Prediger eines neuen Sektierertums eifrigen Zulauf, ob sie nun jenseitige oder diesseitige Glücksverheißungen bieten. Auch wo sie das „Glück“ auf politischem Gebiet pflücken wollen, wie etwa die Kommunisten, leben sie von hinterweltlichen Gedankengängen, die in der Theorie sehr schön klingen.

Mit dem Problem des Kommunismus hat Grimmelshausen sich auch auseinander gesetzt. Sein Simplicissimus war auf einer seiner Reisen in Ungarn zu einer Kolonie von Wiedertäufern gekommen, die ein vollkommen geregeltes Gemeinschaftsleben führten, und die persönliche Wohlfahrt mit der der ganzen Siedelung beförderten. Er findet diese Art zu leben mehr engelhaft als menschlich und gesteht (Buch V, Kapitel 19): „Ein solch seliges Leben, wie diese wiedertäuferischen Kezer führen, hätte ich gern auch aufgebracht. . . . Ach, sagte ich oft, . . . wenn du nur deine Mitschriften bereden könntest, daß sie wie diese Wiedertäufer ein solches christliches und ehrbares Leben führten, was hättest du nicht ausgerichtet!“ Aber er verzweifelt an der Möglichkeit, diese Art von Urchristentum zu wecken, weil dazu der Charakter aller Beteiligten von Grund aus umgegossen, geläutert und neu veredelt werden mußte. Aus rein ethischen Motiven, aus höchstem Altruismus mußte dieses Gemeinschaftsleben fließen, nicht aus Begehrlichkeit, Egoismus und Haß gegen die Besizenden, Kom-

munismus gegründet auf der Tugend des Gebens, nicht dem Laster des Nehmens. Auf dem innerlich erneuten Menschen kann ein erneuter Staat gebaut werden, sonst nicht. Und da Simplizissimus an dieser Möglichkeit verzweifelt, zieht er sich auf sich zurück und wird Einsiedler.

Dies ist die eine Möglichkeit, die der Dichter uns aus wohl erwogenen künstlerischen und ethischen Gründen in seinem Roman vorführt. Aber es gibt noch eine andere, und die hat uns der Mensch Grimmelshausen vorgelebt und ihre Resultate in der innern Haltung seiner Werke niedergelegt. Ich meine jetzt weniger den bürgerlichen Menschen Grimmelshausen, obwohl auch er in seinem Lebensgang vom Soldaten zum Schauenburgischen Gutschaffner in Weisbach (bei Oberkirch) und schließlich zum bischöflich strassburgischen Schultheißen von Renchen ein Beispiel dafür gibt, daß man auch in einem langen Krieg nicht durchaus verwildern muß; — ich meine vielmehr den geistigen Menschen, wie

er eben in seinen Werken in Erscheinung tritt, und der trotz der Not der Zeit, ja gerade aus der Not die Säfte zu einem geistigen Neuaufbau zog. Was er erlebte, lernte und erlitt, stärkte sein Wesen, entwickelte seine Persönlichkeit, machte seine Augen klar und sein Herz warm, kurzum begabte ihn mit jenem weltkundigen Sinn und verstehenden Humor, der den Schriftsteller aus der Schar der Zeitgenossen heraushebt und immer weiter wirken läßt. Die äußeren Disharmonien löste er in sich zur Harmonie. Ein fester Glaube an das Vaterland und die gesunde Natur des Bodens und seiner Bewohner wärmte sein Gemüt und erquicht auch uns, wenn wir mit seinen Augen in das wirre, bunte, fröhlich-traurige Treiben blicken, das er, der gestaltende Künstler, vor uns sich abrollen läßt. So obsiegt das Geistige — Hochgemute in Grimmelshausen über das Menschlich-Trübe im Simplizissimus und stärkt im Rückblick auf jene Zeiten auch für unsere geprüften Tage mit der Hoffnung auf einen gesunden Aufstieg.

Hedwig, Herzogin von Schwaben zu Hohentwiel

In seiner in Reclams Universalbibliothek erschienenen Biographie Josef Viktor von Scheffels spricht Dr. Edmund v. Sallwürk die im einzelnen näher begründete Vermutung aus, daß Scheffel die Geschichte Ekkehard's schon als junger Mensch kannte. Und zwar habe Scheffel im ersten Jahrgang der Zeitschrift „Badenia“, herausgegeben von Dr. Josef Bader, Karlsruhe und Freiburg bei Herber 1839, einen Aufsatz „Hedwig, Herzogin von Schwaben zu Hohentwiel“ (ohne Verfasserangabe, also wohl von Bader selbst geschrieben) gelesen und so in frühester Jugend bezeichnende Einzelheiten aus der Geschichte des Mönchs erfahren. Zum mindesten habe sich der Dichter bei den Vorarbeiten zum „Trompeter“ den unter Benützung der Monumenta Germaniae historica verfaßten Badenia-Aufsatz sicherlich nicht entgehen lassen.

Da diese Hypothese des persönlich und erfrischend selbstständig schreibenden Biographen, der in kurzem, aber eindringlichem Abriss ein ausgezeichnetes Bild unseres badischen Dichters gibt und in seiner blutvollen und heimatkundigen Darstellung viele der allzuweisen, nur nachtreifenden Scheffelstrubenten weit übertrifft, nicht nur die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, aber auch sonst die Kenntnis des Urtextes den zahllosen Verehrern der einzigartigen Hedwig wünschenswert erscheinen möchte, sei er in der „Pyramide“ aus dem alten Buch neu an den Tag gebracht.

*

Das eigenthümliche Lob der deutschen Frauen bestund von Jeher in ihrer gemüthvollen Pflege stiller Tugenden, in ihrem sorgsamem Sinn für den häuslichen Kreis, in ihrer treuen Erfüllung der Gatten- und Mutterpflicht. Der Kranz dieser Eigenschaften hat jene Verehrung erzeugt, womit das männliche Mittelalter seine Frauenwelt in Thaten und Gesängen verherrlichte, und welche den großen Schiller zu einem zweiten Frauenlob begeisterte. Dabei aber haben in allen Jahrhunderten unserer Geschichte immer auch Einige durch Vorzüge geblüht, die sonst ausschließlich dem männlichen Geschlechte, als ein seltener Schmuck seines gebildeten Theiles angehören. Wer wird nicht erstaunen, in der Nacht des zehnten Jahrhunderts, wo es Prälaten gab, die kaum das Latein ihres Breviers verstanden, eine Frau auf dem herzoglichen Stuhle von Schwaben, eine andere in der einsamen Zelle zu Wandersheim mit den schönsten und schwersten Werken der großen Alten beschäftigt zu sehn? Die Sängerin Roswith ist durch den Fleiß mehrerer Geschichtsfreunde hinlänglich bekannt; von der Herzogin Hedwig hat das sanktgallische Klosterzeitbuch einige Nachrichten aufbewahrt, aus denen das folgende Gemälde entnommen ist.

Hedwig war die jüngere Tochter Herzog Helrich's des Jänklers von Baiern. Sie hatte am kaiserlichen Hof, unter ihrer Großmutter Mathilde, eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten, und schon frühzeitig eine ungemaine Schönheit des Leibes und Anmuth der Seele entfaltet. Da ihre Hand dem zweiten Sohne des Kaisers Romanus von Konstantinopel versprochen war, so kamen von dort eine Anzahl Berschnittener, welche die deutsche Fürstentochter in griechischer Sprache und Sitte unterrichteten. Je mehr aber Hedwig die griechischen Muses zu lieben begann, um so tiefer lernte sie einen Bräutigam verabscheuen, der in alle Laster seines ausschweifenden Hofes versunken war. Sie ließ daher kein Mittel unversucht, das lästige Verhältniß abzubrechen. So zum Beispiel, als der Prinz einst ihr Bildniß verlangte, verzog sie die Gesichtszüge dermaßen, daß der Maler eine Mißgestalt entwarf, wodurch ihr Zweck endlich erreicht wurde. Hedwig widmete sich von dem an, vielleicht bei ihrer Schwester, der berühmten Abtissin Verberg zu Wandersheim (diese Verberg war auch die Lehrerin Roswithas, welche sie zu den meisten ihrer schriftstellerischen Werke veranlaßt hat), den lateinischen

Musen. Allein die Pläne ihres Vaters rissen sie in kurzem wieder aus dieser Einsamkeit. Heinrich wollte den neuen Herzog von Schwaben für seine Parthen gewinnen (Herzog Heinrich war der Bruder Kaiser Otto I., dessen Sohn, Herzog Leutulf von Schwaben, so sehr seine Mißgunst und Eifersucht erweckt hatte, daß er ihn zu verderben suchte. Es gelang ihm auch, zwischen Vater und Sohn einen erbitterten Krieg zu entzünden. Leutulf wurde seines Herzogthums entsetzt und daselbe an Graf Burkhard verliehen, welchen sich Heinrich durch die Hand seiner Tochter für bleibend verbinden wollte), und gab ihm die Hedwig zur Gemahlin, wiewohl er schon ziemlich betagt war. Ihr selbst mochte dieser Umstand nicht unerwünscht seyn, da er sie einen Schatz bewahren ließ, welchen die kaiserliche Erziehung als den höchsten Ruhm der Weiblichkeit darstellte.

Herzog Burkhard von Schwaben haufete auf der hohen Bergveste Twiel im Hegau. Er hatte weiland wider die Ungarn und in Italien ruhmvoll das Schwert geführt (Man weiß, welche Plage für Deutschland diese wilden Hunnen damals waren, da sie die Uneinigkeiten des Reiches benützten und beinahe alljährlich einen Raubzug durch Baiern und Schwaben bis an den Rhein unternahmen. Lange Zeit flüchtete man sich nur vor ihnen; unter Herzog Burkhard aber wurden sie bei Augsburg so aufs Haupt geschlagen, daß sie nicht wieder in das Land kamen. Ebenso tapfer, wie in dieser Schlacht, kämpfte Burkhard für den Kaiser gegen die abtrünnigen Großen Italiens.); jetzt pflegte er seines Alters und übte fromme Werke als Vorbereitung auf das andere Leben. Als er im Jahr neunhundert drei und siebzig zu seinen Vätern verschied, trat Hedwig in das ungetheilte Erbe, und erwarb sich durch ihren hervorleuchtenden, männlichen Geist, wider das Ansehen selbst der Landesgeseze (Nach dem alemannischen Geseze nämlich blieb das Weib stets unmündig, konnte also nie ein öffentliches Geschäft, nie eine Herrschaft oder Regierung übernehmen), auch die Nachfolge in einem Theile des Herzogthums als Reichsverweserin.

Damals war zu Sankt Gallen, dessen Schirmvogel die Herzogin zu verwalten hatte, der Pörtner Ekhard der schönste und geistreichste Mönch in ganz Schwaben. Seine junge Helldengestalt, sein feuriger Blick, seine beredte Zunge, sein hohes und zugleich liebevolles Wesen unterwarfen ihm jedes Herz; niemand im Kloster war mit den Alten vertrauter, in Rathschlägen klüger, in Geschäften gewandter. Diesen Mann hatte die Herzogin kennen gelernt, und welcher andere konnte würdiger seyn, die Zuneigung einer Fürstin zu besitzen, deren Liebliche Horaz und Virgil waren? Man verständigte sich heimlich, und als der Herzogin bei einem Besuche zu Sankt Gallen verschiedene Geschenke angeboten wurden, schlug sie Alles aus, und verlangte dagegen den Ekhard zum Bekehrer nach Twiel. Hierüber erschrak der Abt sehr, und der alte Kloster machte allerlei Einwendungen; wer aber vermochte den Bitten einer Frau von solchem Ansehen, von solchem Reizen und solchem Geiste zu widerstehen?

Als Ekhard zu Twiel erschien, führte ihn Hedwig an der Hand in das Gemach, wo er wohnen sollte. Dahin kam sie täglich, nach Verrichtung ihrer Morgenandacht, in Begleitung einer Magd und hielt bei offener Thüre ihre Unterrichts- und Besessstunden. („Cubiculum Ekkehardi, de literis collocutura, nunquam nisi cum pedisequa intravit, ut malevolorum dicitur viam praecluderet.“) So geschah es oftmals, daß Fürsten, Grafen und Ritter, welche nach Twiel kamen, die Herzogin Hedwig bei dem Mönche Ekhard fanden, wie sie miteinander die Werke der Alten studierten.

Eines Tages bemerkte die Herzogin in der Gesellschaft Ekhard's einen äußerst muntern und wohlgebildeten Knaben. Ekhard sagte ihr, daß es sein Neffe sey, welcher gekommen wäre, um aus ihrem Munde etwas von dem Griechischen zu

erschaffen. Dies wiederholte der kleine Burkhard selbst, indem er schüchtern beifügte:

„Esse velim Graecus, cum sim vix, domina, Latinus.“

(„Kaum erst, Herrin, ein Lateiner,
Wär' ich schon gerne der Griechen einer.“)

Bewundernd setzte Hedwig den Knaben vor sich auf den Schemel und bat ihn mit einem Kuß, mehrere solcher Verse zu machen. Burkhard sah nach seinem Oheim und fuhr erlösend fort:

„Non possum prorsus dignos componere versus,
Nam nimis expavi, Duce me libante suavi.“

(Nur schlechte Verse könnt' ihr jetzt mir noch entlocken;
Da ob der Herrin Kuß ich allzusehr erschrocken.)

Hierüber brach die strenge Herrin in ein lautes Lachen aus, zog den jungen Poeten liebtosend an ihre Seite und lehrte ihn die bekannte Antiphonie:

Θάλασσα καὶ ποταμὸς εὐλογοῦσι τὸν κύριον,
ὕμνεῖτε, πηγάη, τὸν κύριον. Ἀλληλοῦσιν“

(Ihr Meere und Flüsse, lobet den Herrn,
Lobset, ihr Quellen, dem Herrn. Hallelujah!)

welche sie selbst aus dem Lateinischen in's Griechische übersezt hatte. Bald wurde Burkhard der Liebling Hedwigs. Fast jeden Ferientag brachte er auf dem Schlosse bei ihr zu, und erlernte in diesen Musestunden nach und nach vollkommen Griechisch. Als ihm sein Beruf endlich für bleibend von Tüwel entfernt, beschenkte sie den Scheidenden mit einem Horaz und andern Büchern, welche noch lange Zeit einen Schmuck der sanktgaalkischen Bibliothek ausmachten. (Burkhard wurde nachmals Abt seines Klosters, welches er aus sehr gesunkenen Verhältnissen ziemlich wieder erhob.)

Diese große Verehrerin der heidnischen Dichter lebte aber wie eine Nonne, und war in ihrem Benehmen so streng, daß sie selbst den Ekhard, wenn er zuweilen im Uebersprudeln seines Herzens die Ernsthaftigkeit des Lehrers vergaß, empfindlich züchtigen ließ. (Ihres strengen Wandels ohngeachtet konnte Hedwig diese und jene üble Nachrede nicht verhindern. Ekhard selbst erfuhr es, als er eines Tages bei dem Abte von Reichenau eingespochen. „Fortunate, raunte ihm derselbe beim Abschied in's Ohr, qui tam pulcrum discipulam docere habes grammaticam. Ekhard aber erwiderte ihm: „Sicut et tu, sancte domine, Cotelindam, monialem pulcrum, discipulam caram, doctissimam quidem dialecticam.“) Er war deswegen auch mehr als einmal

tur Begriffe, aus Tüwel zu entfliehen, um es nie wieder zu sehen. Aber die kluge Frau wußte ihren erzürnten Freund durch mancherlei ausgesuchte Geschenke für ihn und sein Kloster, immer wieder zu besänftigen und neu zu fesseln. Unter diesen Geschenken befand sich einst ein Messgewand, worauf die Vermählung der Philologie mit dem Merkur in kunstreicher Stickerei dargestellt war, woraus man schließen kann, wie sehr damals die Allen auf der Burg Tüwel zu Hause waren. Später kam Ekhard durch Verwendung seiner Herrin an den kaiserlichen Hof als Kaplan und Rath. (Er erhielt deswegen in den sanktgaalkischen Schriften den Namen Palatinus oder der Höfbling.) Er gewann auch dort großen Einfluß, und besonders die Gunst der Königin Adelheid; der Herzogin blieb er unvergeßlich bis an ihren Tod.

Mit zunehmendem Alter wurde Hedwig immer strenger. In der Verwaltung ihres Reichsvikariats behauptete sie stets das Ansehen eines Mannes (als die Äbtissin Sankt Gallen und Reichenau einen erbitterten Streit friedlich ausgeglichen hatten, und die Herzogin es später erfuhr, brach sie erzürnt gegen Ekhard aus: „Ich will den ganzen Hergang der Sache genau wissen. Es befremdet mich sehr, wie zwei Klöster meines Gebietes solches Unheil unter sich anfangen können, ohne daß ich, des Reichs Verweserin, das Geringste davon erfahren soll. Mir gebührt die Entscheidung, und denjenigen Theil, welchen ich mit meinen Räten für schuldig erkenne, werde ich im Wege Rechts bestrafen.“); man fürchtete sie eben so sehr, als man sie liebte. Gegen Gotteshäuser und Nothleidende war sie freigebiger als ihre Sparsamkeit erwarten ließ, und ihr Testament war ein würdiges Denkmal dieser Freigebigkeit. (Schon seit uralter Zeit hatte auf der Burg Tüwel ein Klosterlein des benediktinischen Ordens bestanden, welches Burkhard und Hedwig aus seinem Zerfalle wieder erhoben und neu begründeten. Die Herzogin bedachte dasselbe auch später noch, Kaiser Heinrich II. aber versetzte es nach Stein am Rhein. Am freigebigsten war Hedwig gegen das Stift Petershausen bei Konstanz. Sie vermachte ihm Höfe und Güter in nicht weniger als sechs verschiedenen Ortschaften der Baar.) Sie verstarb am acht und zwanzigsten August neunhundert vier und neunzig, in einem Alter von etlichen über sechzig Jahren, und liegt zu Reichenau begraben.

Das glänzende Geschenk körperlicher Schönheit theilte Hedwig mit vielen andern Frauen, durch die eifrige Ausbildung aber und edle Verwendung ihrer Geistesgaben leuchtet sie uns mit wenigen als ein freundlicher Stern aus dem Dunkel der Vorzeit entgegen.

Hermann Hieber / Jean Pauls Heidelberger Doktorthesen.

Der Greuel aller Schulfische und Pedanten der Literaturgeschichte, der herrliche und einzige Jean Paul, der viel zu widerborstig und eigenwüchsig ist, als daß man ihn in ein Schema einschachteln kann, hat die Pedanten und Schulfische auf ihrem eignen Gebiet angegriffen mit einem Werk über Pädagogik, das er „Levana oder Erziehlehre“ nannte und in erster Auflage 1806, in zweiter 1814 bei Cotta in drei Bänden erscheinen ließ. Wer jemals Jean Paul gelesen hat, wird mir gern glauben, daß von dem trocknen lehrhaften Ton der üblichen pädagogischen Literatur, die schier ebenso unübersehbar wie ungemessbar ist, in der „Levana“ keine Spur zu finden ist. Das Geheimnis unseres Dichters ist ja, daß es für ihn nichts Abgesondertes gibt — stets hat er den Blick auf das ganze der Welt gerichtet. Es gibt keinen fruchtbareren Pantheisten als ihn. Aber die Erziehung schreiben, heißt beinahe über alles auf einmal schreiben, da sie die Entwicklungen einer ganzen, obwohl verkleinerten Welt im Kleinen zu besorgen und zu bewachen hat. Alle Kräfte, womit die Völker arbeiten oder glänzen, waren früher als Keime unter der Hand des Erziehers dagesessen. . . . „Leider raubt entweder der Staat oder die Wissenschaft dem Vater die Kinder über die Hälfte; die Erziehung der meisten ist nur ein System von Regeln, sich das Kind ein paar Schreibstische weit vom Leibe zu halten und es mehr für ihre Ruhe als für seine Kraft zu formen; höchstens wöchentlich einige male ihm unter dem Sturmwinde des Bornes so viel Wehl der Lehren zuzumessen, als es verstauben kann. Aber ich möchte die Geschäftsmänner fragen, welche Bildung der Seelen mehr auf der Stelle erfreulich belohne, als die der ungeschuldbigen, die dem Rosenholze ähnlich sind, das Blumenduft ausstretet, wenn man es formt und zimmert? Oder was fehlt der fallenden Welt — unter so vielen Ninnen des Edelsten und Ältesten — noch übrig bleibe als Kinder, die Reinen, noch von keiner Zeit und Stadt Verfälschten?“

Genug — man möchte fort und fort zitieren, und doch sollte eben nur angedeutet werden, in welchem Geist diese Pädagogik abgefaßt ist, wie für u n s e r e Tage geschrieben, für etne wiederum „fallende Welt“, und wie dieser deutsche Midas jeden Gegenstand, den er anrührt, mit dem Gold seiner Poesie überkleidet. Heute soll uns ein kleiner unscheinbarer Einfall beschäftigen, der nur für Jean Paul ungemein bezeichnend erscheint und zu-

gleich unsere engere Heimat angeht. Nach echt deutscher Manier (um mit unsern Schulmeistern zu reden), die er etwa mit Grünwald oder mit Fischart teilt, läuft ihm der Gehalt immer wieder über die Ränder der Form hinaus, hängt er seinem Werkchen drei Jahre nach der zweiten Auflage ein „Ergänzungsblatt“ an mit Vorreden und köstlichen Abichweisungen über Druckfehler, „nach der Gewohnheit von uns Menschen, die wir sowohl im Staat- als im übrigen Leben immer Vorreden zu Vorreden machen und uns daher so gut wie Andreas Hofer in dem Aufrufe, den er aus seinem Versteck im Passierer Thal erließ, unterzeichnen können: „Andreas Hofer, dermal unwissend wo.“ Kurz darauf heißt es in einer Fußnote über seine Beförderung zum Heidelberger Ehrendoktor: „Der Verfasser dieses bekennet gern seine stolze Freude, daß Männer von anerkannten eignen philosophischen Verdiensten ihn für frühere und für zukünftige zugleich zu belohnen gesucht, welche lebten nur leider noch als eine starke Schuldenlast auf dem schönen Doktorgute haften. — Und seine Freude ist um so inniger, da er das Geschenk in einer Stadt empfing (er sieht eben in sie von dem Berge hinein, auf dem er die Vorrede schreibt), welche seine alten Tage zu jungen gemacht, weil sie so freundlich gegen ihn war wie die Natur gegen sie. Er sagt ihr freilich jetzt einigen herzlichsten Dank für seinen ganzen und einen halben Bonnemonat in ihr; aber er wünschte wohl, er könnte sich sogleich im ersten Feuer an das Kapitel in seiner Lebensbeschreibung machen, in welchem die Stadt natürlich vorkommen muß.“ Nach diesem Kompliment begründet er die Einfügung seiner Thesen in die nachträgliche Vorrede zur „Levana“: „Da gegenwärtige Vorrede das erste ist, was ich für die Welt ausarbeite, seitdem ich (gestern, den 18. Juli 1817) Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste in Heidelberg geworden, so wie die in Oxford gleichfalls zu meiner Würde creirten Potentaten samt dem General Blücher: so will ich — damit ich nicht im Doktormantel umsonst und zu nichts vor der Welt dastehe — einige höhere errata als die der Seher angreifen und deswegen hier aus verschiedenen Wissenschaften neun Heischefäße, theses und sententias magistrales öffentlich anschlagen, welche ich als Generaldisputent gegen jeden zu verfechten entschlossen bin.“

Thesis Ima. Will eine Geliebte den künftigen Bräutigam auf starkes Verlangen der Mutter recht beobachten und sehen im

Schlafrock: so sehe sie sich (da es keinen bessern Schlafrock der Seele gibt als den Reiserock) mit ihm und der Mutter in den Wagen und fahre mit ihm zwei oder drei Tage herum und wo möglich in elendem Wetter und (wenns in Sachsen ist) auf noch elendern Wegen; — nur dann mühte der Mann zehn Charaktermasken und venezianische Mäntel angetan haben, wenn sie aus seinem Behandeln und Beherrschen der Kutscher und Wirte — aus seinen Gesichtern bei den verschiedenen Stuben, Gerichten und Wolken — aus seinem Handhaben der Gegenwart und aus seinem ungemeinen Not- und Hilfsverstand, den er bei den kleinsten unvorhergesehenen Ereignissen so schön an den Tag legt, seltsam, sag' ich, muß es zugehn, wenn nicht die Brautmutter ihn daraus so kennen lernen wollte, daß sie ihm ohne Weiteres im günstigen Falle, wenn er aus dem Wagen aussteigt, nicht erlauben sollte, ins Ehebett einzusteigen.

Auf ähnliche Weise sind umgekehrt an einer reichen Witwe Herz und Nieren zu prüfen, wenn der künftige Bräutigam mit ihr einige Tage unterwegs übernachtet und mit ihr verreist.

Thesis II. Der geistige Magen und Magensaft der Menschen ist stark; in Politik, in Gelehrsamkeit, in Philosophie und Dichtkunst nehmen sie nicht bloß die Sache und Materie zu sich, sondern sie verschlingen auch die Form, worin sie gegeben wird, ja sie wollen am liebsten das Gefäß verdauen. Gleich kräftig war die dicke Magenwand des Ferkels, der immer zu den Speisen die Schüssel aß, zum Kaffe die Tasse, zum Weine das Glas.

Thesis III. Gebt uns nur kerngesunde Kronprinzen wie die alten Fürsten, z. B. der Vater Friedrichs des Einzigen, getan: so sind ja tausend Dinge sogleich gemacht; denn darum erwählten eben die alten Völker sich immer den stärksten, kräftigsten, längsten, schönsten Mann zum Herrscher, weil sie wußten, wie viele Tugenden an die Gesundheit sich schließen, und wie viele Fehler an die Unkraft.

Auch ist wohl niemand — darf ich behaupten — reicher an den köstlichsten Kronprinzen als eben die fürstlichen Väter selber; nur wird aus dem Reichthum vielleicht aus zu zarten Rücksichten ein Geheimnis gemacht. Die ersten kräftigsten und schönsten Abdrücke, welche Fürsten von sich den Liebhabern überlassen, werden, wie die ähnlichen ersten der Kupferstecher, ohne den Namen und ohne die Unterschrift „pinxit“ und „sculpsit“ ausgegeben; aber solcher trefflicher Prinzen — avant la lettre (kupferstehend zu reden) gibt es, hoff ich, in Europa viele und man weiß nur ihre Namen nicht. Freilich die zweite Reihe von Abdrücken, welche Fürsten und Kupferstecher liefern, und die sich von den ersten dadurch unterscheiden, daß sie ihnen ihren Namen geben, hat im ganzen gar nicht die Frischeit und das Mark der Stiche und der Prinzen avant la lettre.

Thesis IV. Die Peinmoral einiger Neuern gefällt mir so wenig als deren Blutverwandte, die Bluttheologie. Während der Schöpfer die ganze Tierwelt zu Freuden erichuf, unter alle Schritte, die sie zu ihrer Erhaltung und Erzeugung zu tun hatte, Blumen säete und Genuß und Nahe ihr nach Tagen zunah und Leiden nur nach Stunden: so soll der König des Lebens, der arme Mensch, dem ohnehin das Bewußtsein die Wunden länger offen hält, ordentlich die Dornen suchen und

die Rosen fliehen, und soll den Affen der Geuler-Affen, den ewigen Leidtragenden und Wühenden der Schöpfung spielen. — Und dieses Darben und Träumen und Vorhüllenleben nennt ihr christliche Vorbereitung auf eine — unendliche Seligkeit. — Ihr habt ja schon im Kleinern Unrecht; den mittlern Menschen wenden oft Leiden um, aber den bessern und stärkern können sie nur mehr verknöchern als erweichen. Wenn diesem Hingegen viele Freuden hinter einander zusliegen und zusinken — mehr vom Himmel von selber tröpfelnd als mühsam aus der Erde hinauf geschöpft — und wenn er so gegen Verdienst und gegen Hoffnung selig und seliger wird: so fragt er sich, woher ihm dies kommt und wenn er sich antwortet, so wird er weich und auch genug aus Dankbarkeit.

Thesis V. Ich rate den Liebhabern, sich für die Ehe mehr Mannkraft und Charakter anzuschaffen als sie in der Liebe zu zeigen nötig haben; denn eben in jener Zeit fröhlich die weichere Frau für sich und ihre Kinder einige feste harte Schutzrunden an, und unter der zarten Blütenkrone und in der weichen süßen Fleischhülle des Pfirsichs gestaltet sich unerwartet die Steinschale für Kerne und deren Zukunft.

Thesis VI. Unter dem Vorwand, die Gefahren des Bergab Rollens durch Einheftung eines Wagenrades zu verhüten, legt die Bücherjuris an alle vier Räder Hemmketten und freuet sich inniglich, daß der Wagen nirgends von selber geht, sondern sich kaum weiter ziehen läßt.

Thesis VII. Vater Martin von Cochem gibt in seinem Andachtbuche („Goldener Himmels Schlüssel“, 1764) katholischen Betern unter andern den kurzen Entwurf einer Fürbitte für das heilige römische Reich — so wie auch für solche Seelen im Fegefeuer, für die niemand bittet. Beide Fürbitten müßt' ich auf einmal für das heilige Deutschland tun, das jezo zwischen zwei Feuern steht, zwischen dem Fegefeuer und den Freudenfeuern. (Wie das wirklich auf das heutige Deutschland zutrifft!)

Thesis VIII. Gehest Du fürchtam und zart mit Deinem Leiden um: so stechen sie heißer, wie Brennesseln, wenn man sie bloß leise berührt. Aber gleich ihnen verletzen sie wenig, wenn Du sie herzhalt und derb handhabst.

Thesis IX. In den Niederungen und Tiefen ohne Gott und Herz dauern alle Qualen lange; auf den Höhen der Religion hat der Mensch zwar auch noch Schmerzen, aber nur kurze. So verlängern die Nächte sich in den Tälern; aber auf den Bergen werden sie abgekürzt und immer leuchtet ein kleines Not am Himmel dem Tage nach oder entgegen.

Hiermit hält' ich einige der Sätze angeschlagen, welche ich sammt unzähligen andern als jetziger Doktor verfechte, meiner neuen Pflicht und Würde gemäß und mit dem Versprechen, im Notfalle den philosophischen Doktorring sogar als einen bairischen Schlagring an der Hand zu gebrauchen und ihn Leuten auf's Auge zu setzen, die etwa streiten wollen und die Sache besser sehen. Sonst aber bleib' ich, wie gewöhnlich, der Friede selber und falle unaufföhrlich bei Heidelberg auf dem Berge neben dem Turnplatz, d. 22. August 1817.

Dr. Jean Paul Fr. Richter.

Oskar Herrigel / Die Goldwäscherei am Rhein.

Aus Richard Wagners Vorspiel zum Ring des Nibelungen kennt jeder die Szene, da der Strahl der Sonne das auf dem Felsenriff ruhende Rheingold trifft und in herrlichem Feuer erglühend läßt, während es die Rheintöchter unter dem wunderbaren Gesang umschweben: „Rheingold! Rheingold! leuchtende Lust, wie lachst du so hell und hehr.“ Die Sage vom Rheingold beruht auf der Tatsache, daß schon in den ältesten Zeiten Gold aus dem Sande des Oberrheins gewaschen wurde.

In vorrömischer Zeit verfertigten die Kelten aus dem Golde, das aus den nördlichen Alpen sowie dem Rhein und den andern von ihnen entspringenden Flüssen stammte, unter Beimischung von Silber die sog. Regenbogenschüsselchen oder Friden (guttas iridis), kleine, aber ziemlich dicke Münzen in Gestalt eines Napfchens oder eines Schüsselchens. Sie sind etwa 7/8 Gramm schwer und haben in der Regel keine Aufschrift. Man sieht auf ihnen einen Widder, einen Vogelkopf, eine Schlange mit Mähne, Drachen, Kugeln, Halbmond, Stern usw. Nach der Sage war auf solchen Schüsselchen der Regenbogen gestanden. So läßt auch Scheffel im „Eckehard“ Rudisax zu Sadumoth sprechen: „Wenn der Regenbogen mit seinem Farbenglanz sich zu uns niederwölbt, dann kommen zwei Engel; wo seine Enden sich auf die Erde senken, halten sie ihm ein güldenes Schüsselchen unter, daß er nicht auf dem verregneten rauhen Boden aufstehen muß — und wenn er ausgeglänzt hat, dann lassen sie die Schüsselchen im Feld stehen, zweimal dürfen sie's nicht brauchen, das würde der Regenbogen übel nehmen.“ Diese Sage ist wohl dadurch veranlaßt worden, daß die ersten Münzen nach starken Regengüssen zum Vorschein kamen. Einige aus späterer Zeit stammende Schüsselchen tragen eine mit lateinischen Buchstaben geschriebene Aufschrift, die bis jetzt noch nicht gedeutet werden konnte.

Von den Kelten ging die Kunst, Gold aus dem Sande des

Rheins zu waschen, auf die alten Deutschen und die Römer über, und nicht mit Unrecht hat man den Namen des Ortes Goldscheuer (Goldwäscherei) bei Rehl damit in Verbindung gebracht. Zur Zeit Julius Cäsars kamen so große Mengen Waschgolds nach Rom, daß die Römer die Silberwährung mit der Goldwährung vertauschen konnten. Der erste, der das rheinische Gold erwähnt, ist der aus Aegypten stammende griechische Dichter Nonnos (um 400 nach Christus). In seinem umfangreichen Gedicht „Dionysiaka“, worin der phantastische Zug des Gottes Dionysos nach Indien behandelt wird, heißt es im 43. Buche: „Gold gab der feltische Rhein.“ Um das Jahr 865 wird in der Evangelienharmonie des Benediktinermonchs Diefried von Weizenburg im Elsaß bei der Lobpreisung der Franken hervorgehoben: „Zum Gebrauch gräbt man auch dort Erz und Kupfer und — man staune — Eissteine (Kristalle); auch darzu füge Silber genug, und sie lesen dar im Lande Gold in ihrem Sande“ (sich lesent thar in lante gold in iro sante). Im 13. Jahrhundert schreibt der Scholastiker Albertus Magnus, der Hauptlehrer der aristotelischen Philosophie, in seinem Buch De mineralibus: „Wir aber sehen, daß das reine Gold inmitten der Flußbetten verschiedener Länder hervorgebracht wird und in unserem Lande ebenio sehr im Rhein als in der Elbe“ (III, 10). Auch Papst Pius II., vorher Aeneas Silvius Piccolomini, gest. 1461, gibt in seinem Buch über die Lage, die Sitten und die Verhältnisse Deutschlands an, der Rhein wälze goldhaltige Sandmassen hervor (Rhenus aureas evoluit arenas, c. 58), ein Beweis, wie allbekannt diese Tatsache war.

Die älteste, aber von fast allen übersehene Beschreibung der Goldgewinnung aus dem Sande des Oberrheins verdanken wir dem um 1100 lebenden Presbyter Theophilus, unter welchem Namen sich wohl der Mönch Rogerus im Benediktinerkloster

Gelmershausen an der Diemel verbrigt. In seinem berühmten Traktat über die Technik der verschiedenen Künste (Schedulla diversarum artium, herausg. 1874 von H. Nig) sagt er im 49. Kapitel des 3. Buchs: „Sandgold ist jenes, welches auf diese Weise an dem Ufer des Rheins gefunden wird. Man gräbt den Sand an jenen Stellen, wo man es zu finden hofft, und bringt ihn auf Holztafeln. Dann übergießt man es oft und fleißig mit Wasser; fließt nun der Sand mit fort, so bleibt ein sehr feines Gold zurück, welches besonders in einem Gefäß aufbewahrt wird. Wenn nun das Gefäß zur Hälfte gefüllt ist, schütte Quecksilber darauf und durchrühre es fleißig mit der Hand, bis es sich gänzlich vermengt hat; dann wird es auf ein feines Sieb gebracht und das Quecksilber ausgewaschen; was aber zurückbleibt, kommt in den Gießtiegel und wird geschmolzen.“

Die zweitälteste Beschreibung rührt von dem kastilianischen Edelmann Peter Tafur her, der 1488 in Basel Gelegenheit hatte, die Goldwäscherei kennen zu lernen und in seinen „Reisen im deutschen Reich“ darüber berichtet. Er sah Waschbänke, auf denen stufenartig Holztafeln von der Stärke eines Armes befestigt waren, um den hinabfließenden Sand aufzuhalten. Dann wurde der Sand von den Holztafeln entfernt und kam in einen Trog, aus dem die Goldwäscher den Schlamm mit den Händen abhoben; die Goldkörner lagen auf dem Boden (vgl. Zeitschr. f. Allg. Geschichte, Kultur- Literatur- und Kunstgeschichte, 1887). Von der von Theophilus angegebenen Anwendung des Quecksilbers weiß Tafur nichts, wohl aber wird sie von dem Kurfürstl. Pfälz. Kanzleiregistrator Michael Heberer (dem „Pfälzer Robinson“) erwähnt, der in seiner unter dem Titel „Aegyptiaca Servitus“ 1610 in Heidelberg veröffentlichten Beschreibung seiner abenteuerlichen Reisen die Tätigkeit der Goldwäscher in Selz, wohin er 1586 von Rastatt aus gegangen war, folgendermaßen schildert:

„Erstlich richteten sie am Staden des Rheins in die drey zusammen gefasste ungehoblete Bretter / so auff den seiten mit leisten verwahrt / etwas schrägs auff / Warffen viel Sands / den sie in unserm beysein außs dem Rhein mit hawen holten / auff die gemeldten Vort oder Bretter / Und wenn die Bretter zimlich gehuffet waren / namen sie mit langen Schöpfjern / wasser außs dem Rhein / flößten den Sandt wider von den Brethern herunder. Da der grobe Sandt aller herunder war / blieb der reineste und schwerste Sandt / darunter das Gold vermischet / zwischen den rauen spreissen haften / bis sie solches hernach zu sonder traut mit grobem fleiß abwuschen / und in einen hölzernen Napffen / so darunder gestelt / flößten. Als sie nun solches ein mahl oder etlich gethan / samleten sie innerhalb zweyen stunden ungefehr / deß außsgewaschenen Goldsands / uff ein vierling voll / Trugen den zu haus / uns weiter zu weissen / wie sie das Gold darauhs zusammen brachten. Da sie nun zu haus kamen / machten sie ein zimlich kohlfewer / und stelleten den Goldsant in einem jrdin Gefehs darau / wärmten denselben / und so bald er ein wenig erwärmte / ließe sich hin und wider das Gold mit kleinen körnlein scheinbarlich sehn. Solche kleine körnlein vermengt / herauffier zusammen zu fassen und von dem Sandt zu scheiden / brauchten sie lebendig quecksilber / dessen sie einen gewissen theil / ihrer erfahrung nach / under den Sandt mengten / Damit samleten sie alles Gold / so under dem Sandt vermengt / ja auch das geringste körnlein / zusammen in ein klümplein / also dabs das Gold seinen schein verlohrt / und die weisse farb des quecksilbers an sich zoge / Solches klümplein namen sie herauhs / und klopfsten es in der hand zwischen den fingern mit einem Messerrücken in die runde zusammen / bis es etwas hart wurde / und das ansehn hatte wie ein zimlich kugeln oder kleiner kludern / welches kugeln sie nachmals in ein glühenden Zigel warffen / oder im ferner darzu bereitet stunde. Darinnen ließen sie es eine kurze zeit / und so bald sie es heraußer thaten / war das quecksilber verschwunden / und bekame das kugeln die natürliche scheinbare und glühende Goldfarb / wie es dann auch pur und fein Rheinisches Gold ist. Dieses Goldkugeln / so in unserm beysein innerhalb vier stunden außs dem grund des Rheins genommen und gefertigt / wuge ungefehr zween Goldgülden.“

Die Technik des Goldwäschens wurde aber bald in der Weise verbessert, daß die Waschbänke mit Tüchern belegt und am oberen Ende ein Sieb oder hölzernes Gitter angebracht wurde, um den gröberen Kies nicht auf die Tücher gelangen zu lassen. Im 19. Jahrhundert kamen weitere Aenderungen bis zur Einstellung der Goldgewinnung nicht mehr vor. Verschiedene Versuche, Waschmaschinen herzustellen, blieben erfolglos.

Vom 18. Jahrhundert an mehrten sich die Beschreibungen der Goldgewinnung am Rhein. Wir besitzen solche z. B. von dem durch seinen Weingelsthermometer bekannten französischen Physiker Réaumur (L'histoire de l'Académie des sciences, 1741), von dem Karlsruher Professor Sander (Der Naturforscher, 14. Stück, 1780), von J. Lampadius (Beiträge zur Vaterlandsgeschichte, 1811), von dem Karlsruher Münzrat Rachel, der alle auf dem Gebiet des Großherzogtums liegenden Waschstellen beschäftigt hat (Bad. landwirthschaftliches Wochenblatt 1838) und von Daubrée, dem Generalinspektor der französischen Bergwerke (Annales des Mines, 1846, T. X). Eine gründliche, auch die rechtliche Seite in den Kreis der Betrachtung einbeziehende Dar-

stellung der Goldwäscherei am Rhein lieferte 1903 Bernhard Neumann in Darmstadt in der Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen. Dazu kam 1911 in den Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Karlsruhe eine wertvolle Arbeit von Professor Max Schwarzmann in Karlsruhe, der bei verschiedenen alten Goldwäschern sich persönlich nach der Art des Waschbetriebs erkundigt hat.

Da der Bodensee ein Klärbecken darstellt, führt der Rhein erst nach Einmündung der Aare bei Waldshut das aus dem Geröll und den Geschieben der Alpen stammende Gold mit sich. Infolge der steilen Ufer und der starken Strömung konnte aber die Wäscherei erst nach Basel betrieben werden, z. B. in Itzen, Altbreisach, Rheinau, Nonnenweier, Goldschener, Rehl, Strazburg, Honau, Diersheim, Freistett, Helmlingen, Söllingen, Pfesheim, Wintersdorf, Selz, Daglanden, Knielingen, Eggenstein, Rheinsheim, Pöhllysburg, Rheinshausen, Bergshausen, Spener. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die meisten Orte auf badischem Gebiet liegen. Das linke Ufer des Rheins war eben höher als das rechte und darum zur „Goldweide“ nicht besonders geeignet. Von Mannheim an wurde nur wenig und von Mainz an nicht mehr „gegoldet“. Am ergiebigsten war die Strecke von Rehl bis Daglanden, namentlich in der Gegend von Helmlingen. Daubrée glaubte behaupten zu dürfen, daß zwischen Basel und Mannheim ungefähr 52 000 Kilo Gold vorhanden seien.

Nach alter Erfahrung war das meiste Gold da zu finden, wo die Strömung ein Stück des Ufers eingerissen und Kies und Sand unterhalb dieser Stelle wieder angesetzt hatte. An verschiedenen Orten pflegte man zu sagen, der Rhein habe „geost“. Wie Professor Schwarzmann angibt, verrät sich der goldführende Sand durch seine dunklere Farbe. „Die Lagen sind verschieden dick bis 10 Zentimeter und kaum mehr als 20 Zentimeter. Er kann sowohl freiliegen, aber auch von Kies bedeckt sein, wodurch die Arbeit wesentlich erschwert wird.“ Das Gold hat jedoch nie die Form von Körnern, sondern immer nur die von ganz kleinen Blättchen (Fitterchen). Auf 1000 Teile kommen 84 Teile Gold und 66 Teile Silber nebst winzigen Spuren von Platin. Nach Daubrée sind in einem Kubikmeter Goldsand der durchschnittlichen Sorte 0,243 Gramm Gold enthalten. Ursprünglich war der Grien (mit Sand vermischte Kies, Goldgrund) einer Gemarkung Gemeingut der Bauern. Standen den Herren der Wildbann und das Bergregal zu, so war es für die Bauern selbstverständlich, auf die Viehweide und auf die Goldweide ein Recht zu besitzen. Später war die Goldgewinnung von der Erlaubnis des Landesherren abhängig. Regalverleihungen werden deshalb mehrfach berichtet. So wurde 1284 von König Heinrich von Kleckenstein ein ritter sprich bi dem eide, den ich allen minen herren getan habe, daß ich mich nit anders verstaude, danne daß griene der goldrie (Goldwäscherei), die do ligen in dem eigen bez stiftes zu Selze, dez stiftes sint und niemannes anders. Duch hab in (Schreibfehler für ich) von den goldnern gehöret, die dieselben griene gegoldet hant, daß sie su von nieman anders bettent noch nie gemünnet, danne von eim abbet und von der stiftes zu Selze, und dez zu einem urkunde so hab ich min jugelige gehenket an disen brief.“

Wer „den grien selber golden“ wollte, mußte ihn pachten oder das erzielte Gold gegen Bezahlung abliefern. Im Helmlingen z. B. betrug 1492 der Goldzins 12 hs und zu Anfang des 16. Jahrhunderts 15 hs 9 d (der Schilling zu 12 Pfg.). Nach Münzrat Rachel durften von 1821 an alle Badener, ja selbst Ausländer, Gold waschen, wenn natürlich sich in der Regel nur die Uferbewohner damit befaßten. Bedingung war die Vorlage eines Lenmündzeugnisses und die Ablieferung des Goldes an die Münze, die den vollen Wert bezahlte. In der zu Bayern gehörenden linksrheinischen Pfalz wurde 1846 eine Verordnung über die Goldwäscherei veröffentlicht. Nach Artikel 3 mußte der Bewerber einen Erlaubnischein lösen und ein vom kgl. Landkommissariate visiertes Zeugnis vorlegen, wodurch bestätigt ist, daß er die Goldwäscherei verstehe, sei es durch längeres Ausüben, sei es durch das Erlernen bei einem geübten Goldwäscher, und daß er, nach der Bestätigung des Aufsehers bei der Goldwäscherei, das erforderliche Geschick in guter Qualität, wozu namentlich auch eine gute Unterlage gehört, welche die Haare noch nicht verloren hat, besitze. Von 1812–1814 waren nach Neumann in Baden 78 Goldwäscher tätig, 1822 aber 136 und 1832 in 37 Orten 406. Im Jahre 1808 verdienten z. B. die Wäscher in Knielingen 63 Gulden 35 Kreuzer und in Eggenstein 337 Gulden 84 Kreuzer. Der Reingewinn des badischen Staates belief sich 1815 auf etwa 600 Gulden. Von 1790–1799 wurden auf badischem Gebiet 8,994 Kilogramm gewonnen, dann stieg die Goldmenge fortgesetzt an und erreichte 1830–1839 mit 89,331 Kilogramm den höchsten Stand, um zuerst langsam, aber von 1860 an rasch herabzusinken. Von 1860–1869 waren es 7,372 Kilogramm und 1874 nur noch 89 Gramm. Für die 152,569 Kilo-

gramm Gold z. B., die 1804—1884 in die großherzogliche Münze kamen, wurden 209 055 Gulden bezahlt.

Schon aus der Lage einer Kiesbank oder an der Farbe vermochten die Goldwäscher zu erkennen, ob eine Ausbeute sich lohnte. Zunächst nahmen sie eine Probe vor. Eine Schaufel voll Kies und Sand wurde im Wasser durch Hin- und Herbewegen ausgewaschen. Waren in dem zurückgebliebenen dunklen Goldsand ungefähr 20—30 Goldflitterchen zu finden, so wurde an diesem Platze die Waschbank auf Stützen in der Weise aufgestellt, daß sie eine schiefe Ebene bildete. Die Waschbank bestand aus einer aus Brettern zusammengesetzten Tafel, etwa 1,80 Meter lang, und 0,70 Meter breit. Durch an den Langseiten angebrachte Leisten wurde der Ablauf des Wassers geregelt. Am oberen Teil der Bank war ein Sieb oder ein hölzernes Gitter angebracht; die Bank selber war bedeckt mit drei rauhen Tüchern. Auf den auf das Gitter gelegten Kies wurde mit einem Schöpfgefäß Wasser gegossen, so daß aller Sand über die Tücher hinabfloß. Nach Leerung des Gitters kam neuer Kies darauf, bis genug Sand auf den Tüchern lag. Dann wurden sie in einem Küssel ausgewaschen, und die Wascharbeit begann von neuem. Am Ende der Woche erfolgte das Auswaschen des im Küssel angesammelten Sandes mit reinem Wasser, um ihn vom Schlamm zu befreien. Man benützte dazu oft eine Mulde oder hölzernes Schiffschen, etwa 1,70 Meter lang, 0,15 Meter breit und 0,11 Meter tief. Zu Hause wurde der gereinigte Goldsand in das Schiffschen gelegt, Quecksilber darauf gespreut und durch schaufelnde Bewegung die Vereinigung des Quecksilbers mit dem Golde (Amalgamation) herbeigeführt. Die so gewonnenen Kügelchen wurden in einem Tuch fest ausgedrückt und darauf in einem Kessel auf dem Feuer ausgebrannt, so daß das reine Gold zurückblieb. Der im Schiffschen liegende feine Goldsand war als Streusand zum Trocknen der Linie auf Schiffsstücken sehr beliebt. Nach Schwarzmann kam in Neßl ein Zentner auf 10 Gulden zu stehen. (Abbildungen der Goldwäscherei findet man in der Abhandlung Schwarzmanns und in der Zeitschrift „Schwäbischer Bund“ 1920.)

Das an die zuständigen Regierungen abgelieferte Gold wurde zu Münzen, Medaillen oder Brunkstücken verwendet. Pfalzgraf Rupprecht (1400—1410) ließ z. B. Münzen aus Rheingold schlagen, ebenso Karl Ludwig von der Pfalz, dessen 1674 geprägte Dukaten die Inschrift Ex A. Rh. = Ex auro Rhenano, aus rheinischen Gold, tragen. Die Dukaten Karl Theodors weisen eine Ansicht Mannheims mit der Umschrift auf Sic fulgent litora Rheni, so strahlen die Ufer des Rheins. Auf den Dukaten, die Markgraf Karl Friedrich von Baden-Baden 1765, 1767 und 1768 prägen ließ, stehen die Worte Ex sabulis Rheni, aus dem Sande des Rheins. Auf einem Rheingolddukaten des gleichen Fürsten von 1807 lesen wir Ein Dukat aus Rheingold zu 22 K 6 G (= 22 Karat 6 Gran). Der letzte badische Rheingolddukaten stammt aus dem Jahre 1854. (Abbildungen von pfälzischen, bayerischen und badischen Rheingoldmünzen in der Monatschrift „Pfalz. Museum“, 1911.)

Im Jahre 1863 verzichtete Bayern auf sein bedeutungslos gewordenen Regal, und zu Anfang der siebziger Jahre wurde die gewerbmäßige Goldwäscherei so ziemlich überall aufgegeben. Die Hauptschuld trägt die 1818 begonnene Rheinkorrektion, wodurch die Goldgründe nach und nach beseitigt wurden. Wie Gothein in seiner Wirtschaftsgegeschichte des Schwarzwaldes mitteilt, wurde noch 1892 das Golden von Landeuten als nicht mehr recht lohnende Nebenbeschäftigung ausgeübt, wobei der Verdienst etwa 1 Mark im Tag betrug. In Speyer starb 1896 der letzte gewerbmäßige Goldwäscher, der bis in seine letzte Lebenszeit seinem Beruf nachgegangen war. Seine Waschbank kam mit den dazu gehörenden Geräten ins Historische Museum der Pfalz zu Speyer (Abbildung im „Pfalz. Museum“ 1911).

Leider besteht wenig Aussicht, daß die uralte Sitte, Gold aus dem Sande des Rheins zu waschen, je wieder aufgenommen werde, und so bleibt es wohl für immer bei der Klage der Rheintöchter: „Rheingold! reines Gold, um dich, du klares, wir nun klagen.“

Karl Dhusmann / Fränkische Sagen.

Quer durch das badische Frankenland von Miltenberg am Main über Wallbüren und Osterburken nach der Jagt bei Jagsthausen läuft die alte römische Grenzscheide des Rimes, an dem heute noch an den verschiedensten Orten Trümmer der ehemaligen Grenzfestungen, die man als Römerkastelle bezeichnet, vorhanden sind; am Ostabhang des Kirnautals bei Osterburken, vom dortigen Bahnhof aus für den vorbeifahrenden Reisenden gut sichtbar, liegt die noch am besten erhaltene alte Römerburg.

Schon wenige Jahrhunderte nach der Vertreibung der Römer aus jenen Gegenden durch den Völkerbund der Alemannen erscheint für das ehemalige Römerland dort an dem Rimes zwischen Main und Neckar die Benennung Wingartau, d. h. Weingartenland. Im Jahre 788 heißt es Wingarteiba, und seitmals nennen es die erhaltenen Urkunden so aus dem Jahre 976. Dort an den sonnigen Hängen des heutigen Baulandes haben die Römer schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt den aus Italien und Gallien eingeführten Weinstock in germanische Erde gesenkt und gepflanzt; das Bauland war wohl in Baden das älteste Weinland. Nach dem Abzug der Römer hegte und pflegte dann vom 6. Jahrhundert an die vom Main her vordringenden Franken dort die Rebe, die sie noch vorfanden, und pflanzten sie auch späterhin in den Neckargegenden und am Main an, wo heute noch Weinland ist. Im alten Weinland, der Wingartau, dem heutigen Bauland, aber ist im Laufe der Jahrhunderte der Weinberg verschwunden und nur noch Sagen und Bildstöcke sind die einzigen Zeugen jener alten Kultur. Als älteste Spur des Weinbaus im Bauland ist die dort allgemein mündlich verbreitete Sage vom „Mann im Mond“ zu betrachten. Im Schrifttum ist sie von dem Dorfe Hettingen bei Buchen nach folgendem Wortlaut bekannt geworden:

Am einem Sonntagmorgen im Monat März, während die meisten Bewohner des Dorfes im Frühgottesdienst sich befanden, ging ein Mann aus Hettingen hinaus in seinen Weinberg, um Rebbüscheln zu holen; dies waren die am Rebstock als überschüssiges Holz im Frühjahr abgeschnittenen Ästen, die zu Büscheln zusammengebunden wurden. Als er mit seiner schweren Bürde auf den Schultern an die ersten Häuser des Dorfes kam und schon der Schlußgesang der Gemeinde aus der Kirche an sein Ohr drang, da trat ihm ganz unverhofft ein fremder Mann entgegen und fragte ihn, ob er für seine Freveltät und Sonntagsschändung lieber in der Sonne verbrennen oder im Mond erfrühen wolle. Starr vor Staunen über diese unerwartete Frage blieb der Bauer stumm, wie versteinert stehen. Bei der nochmaligen Frage des

Fremden stotterte der Sonntagsschänder halblaut: „Im Mond.“ „Dein Wunsch sei dir gewährt,“ versetzte der Unbekannte und verschwand, wie er gekommen war. Der Bauer aber ging in seiner Angst hinter den Häusern um das Dorf herum, um von den eben aus der Kirche Kommenden nicht bemerkt zu werden. Daheim aber verfiel er in ein heftiges Fieber und starb nach drei Tagen. Seit jenem Tag aber steht der Mann im Mond mit seinem Rebbüschel auf der Schulter, und dort muß er bleiben, so lange die Welt steht.

Auch in Hettingen werden heute keine Reben mehr gepflanzt; aber an den ehemaligen Weinbau in der Gegend erinnern heute noch Namen wie Reberg und Regrun, was soviel bedeutet wie Reberg und Rebrund.

Seit etwa zehn Jahren ist die Amtsstadt Buchen im Besitze eines ziemlich reichhaltigen und schön geordneten Heimatmuseums, das auch von Fremden gerne besucht wird. Das vielleicht wichtigste stadthistorische Altertum dieser Sammlung ist das Steinbild des sogenannten „Bleckers“, das in früheren Jahrhunderten auf einem Stadtor angebracht war und gleichsam als Zeichen der Verachtung gegen die ganze Welt, soweit sie nicht zu Buchen gehörte, sein Hinterteil dem Fremden, der vor die Stadt kam, entgegenstreckte. Der „Blecker“ war während des ganzen Mittelalters das Wahrzeichen der Stadt Buchen. Von ihm erzählt man sich folgende Geschichte:

Früher war die Stadt Buchen so wohlhabend, daß sie in der weiten Umgegend nicht anders als „Talerstädte“ genannt wurde. Seine Bürger rühmten sich sogar, sie könnten alle ihre Straßen statt mit Steinen mit lauter blanken Talern pflastern. Wegen dieses Großsprechens und Prahlens suchten mehrere Orte der Umgegend, vorzüglich des nahen Odenwaldes, sich von Buchen unabhängig zu machen. Daraufhin aber ließen die Bürger von Buchen auf ihren beiden Toren gegen das Bauland und den Odenwald hin einige nach außen spitzende Äpfel und auf das letztere Tor sogar einen gegen den Odenwald sein Hinterteil lehrenden steinernen Mann setzen. Durch diese Bilder wollten die Buchener anzeigen, daß sie bei ihrem Reichtum sowohl die erwähnten Orte, als überhaupt die ganze Welt verachteten. Doch Hochmut kommt immer vor dem Fall, das sagt auch schon das Sprichwort. Zur Strafe für seinen Uebermut geriet Buchen bald in Verfall und sank endlich zu einem blutarmer Städtchen herunter. Das einzige Zeichen des ehemaligen Reichtums ist heute nur noch das alte Steinbild des „Bleckers“.

Eine ganz eigenartige Sage wird von dem zweiten Baulandstädtchen, von Adelsheim, erzählt; auch sie erinnert, wie die Geschichte vom Mann im Mond, an die ehemalige Anwesenheit der Römer in der Gegend. In der Nähe von Adels-

Vergl. Pyramide Nr. 11, 13 und 17 1920.

heim befindet sich die mit Bäumen und Sträuchern bewachsene Eßigklinge. Von dieser Schlacht weiß die Sage zu berichten:

Vor vielen Jahren ging einmal ein Jüngling durch die Eßigklinge. Da hörte er plötzlich in der Nähe ein liebliches, aber wehmütiges Lied. Als bald ging er auf die Stelle zu, woher der Gesang ertönte, und fand unter einer Eiche ein wunderschönes Mädchen sitzen, das aber sofort verstummte, als es des jungen Mannes ansichtig wurde. Der Jüngling fragte das Mädchen, warum es so traurige Lieder singe. Die erröthende Jungfrau aber erzählte darauf, sie sei vor mehreren Jahrhunderten hierher verbannt worden und könne nur durch einen Jüngling erlöst werden, der keinerlei Gefahr scheue und vor nichts zurückschreie. Die Tränen des Mädchens rührten den jungen Mann so sehr, daß er versprach, das gefährvolle Werk der Erlösung zu vollbringen.

Zur festgesetzten Zeit fand er sich dann am nächsten Tage wieder unter der Eiche ein und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Auf einmal schoß eine ungeheure Schlange mit weit geöffnetem Rachen auf den Jüngling los; dieser erschrak so sehr, daß er einen lauten Schrei ausstieß. In diesem Augenblick aber verschwand auch das Ungeheuer; dagegen sah unter dem alten Baume wieder die klagende Jungfrau in Tränen. „Da du deine Prüfung so schlecht bestanden hast,“ sprach sie, „so muß ich nun noch so lange auf Erlösung warten, bis aus einer von diesem Baume herabfallenden Eichel eine mächtige Eiche herausgewachsen ist. Wenn dann dieser Baum gefällt und aus den Brettern desselben eine Wiege verfertigt wird und das erste Kind, das in dieser Wiege liegt, ein Knabe ist, so wird dieser mein Erlöser sein.“ Darauf verschwand die Jungfrau und niemand hat sie seither wieder gesehen.

Ähnliche Sagen finden sich in Süddeutschland noch bei Basel-Münst, wo die Begebenheit nach den Brüdern Grimm in das Jahr 1520 verlegt wird, vom Turmberg bei Durlach und von Staufenberg bei Offenburg.

Auf der Wasserscheide zwischen Neckar und Main liegen nordöstlich von Altsheim die beiden Dörfer Schwabhausen und Schillingstadt, die beide zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch eine furchtbare Krankheit, die Pest, heimgesucht wurden. Noch heutigen Tages steht in Schwabhausen die Pestlade, die auf einem eisernen Band die Jahreszahl 1514 aufweist. Sie ist ein grün angestrichener, fargartiger Kasten, dessen Deckel und eine Seite zurückgeschlagen werden kann. Sie soll damals angefertigt worden sein, weil die Schreiner nicht genug Särge machen konnten, da die Sterblichkeit zu groß war. Am Grabe wurde der Deckel zurückgeschlagen und der Leichnam fiel dann in die Tiefe. Der Ort soll damals bis auf drei Bürger ausgestorben sein. Im Nachbardorf Schillingstadt blieben ebenfalls nur noch neun Bürger übrig, die aber kein Zugvieh mehr hatten, um ihre Felder zu bestellen, denn auch unter den Tieren wütete die Krankheit ebenso. Endlich erlosch die Pest auf wunderbare Art: Durch die Luft daher kam ein Flämmchen angelogen und suchte seinen Weg durch ein Loch in der Wand in ein alleinstehendes Haus. Sofort schloß man die Öffnung und von dieser Zeit an starb niemand mehr im Dorfe an der Pest.

Auch die Dorfkirche von Schwabhausen, in der die Pestlade noch aufbewahrt wird, steht auf einem sagenbekannten Boden. Noch heißt der Wald, an dessen Rande sie steht und weit hinein in das Bauland schaut, das Kappelholz. An der Stelle befand sich früher eine Kapelle, die ein bekannter Wallfahrtsort gewesen sein soll. Mit der Erbauung des Gotteshauses aber habe es diese Bewandnis gehabt:

In der Zeit, als die Bewohner des Dorfes noch Heiden waren, kam eines Tages ein junger Mann von einer Heerfahrt aus dem Mainland bei Würzburg zurück. Dort hatte er von dem neuen Gotte der christlichen Glaubensboten gehört und sich im geheimen demselben gleichfalls zugewendet. Als er dies eines Tages auch in der Öffentlichkeit bekannte, wurde er zum Feuertod verdammt. Schon stand er auf dem brennenden Scheiterhaufen, da stürzte sich auch seine Braut, die sich gleichfalls dem Christengotte geweiht hatte, in die Flammen, um mit ihrem Verlobten zu sterben. Durch dieses Vorbild von Opfermut und Glaubensstreue ließen sich bald viele Frauen der Gegend und auch einige Männer für das Christentum gewinnen.

Schon in kurzer Zeit sollte dann auch bei dem Dorfe eine Kapelle gebaut werden. Steine und Bauholz lagen schon bereit. Allein am nächsten Morgen befand sich dies alles oben am Waldbrand außerhalb des Dorfes. Mit Mühe schaffte man das Bauholz wieder in das Dorf zurück; aber trotz der ausgestellten Wachen lag es am nächstfolgenden Tage abermals oben am Walde, wo die beiden ersten Christen den Tod erlitten hatten. Dies sah man nun als ein Zeichen des Himmels an und baute dort die Kapelle.

Wie der Gelehrte und Sprachforscher die ihm in den Weg tretenden Namen von Bergen, Flüssen und Dörfern zu erklären sucht, so tat dies auch schon seit alter Zeit der forschende, grubelnde Sinn des Volkes. Nach seiner Art deutet es heute noch die Namen. Im Umpfergrund liegt das Dorf Wölchingen, das nach der Meinung der Sprachkundigen nichts anderes ist als das Dorf der Walchen; so nannten die Germanen die vor ihnen im Lande wohnenden Kelten. Das Volk aber weiß den Dorfnamen anders zu deuten: Als der Ort noch ein Weiler war und die Wälder den Leuten noch bis ganz nahe an das Gehöft reichten, da zog einst eine muntere Schar Knaben auf die nächste Anhöhe, um sich mit Schlittensfahrten zu belustigen. Aber wie schrecklich wurde das heitere Spiel unterbrochen! Wie traurig war die Heimkehr der vorher so lustig lärmenden Schar! Eine Wölfin brach aus dem Gehölze hervor und stürzte unter die Kinder, die erschrocken auseinanderstoben. Das Unthier tötete fast alle und fraß einige davon auf. Nur wenige kamen in das Dorf, um die grausige Tat zu melden. Die weinenden Mütter kamen dann aus den Häusern und holten die noch vorhandenen Ueberreste ihrer Kleinen. Der Weg, den sie dabei einschlugen, heißt heute noch der Totenweg; den Ort, wo das Unglück geschah, nennt der Volksmund bis zum heutigen Tage die Wölfsgrube, und seitdem trägt das Dorf den Namen Wölchingen, woraus später Wölchingen geworden sein soll.

Hans Adalbert Berger / Schönheit.

Einige Tage waren nun schon zu einem nachdenklichen Gesolge des Tages zusammengetreten, an dem der Kunsthistoriker Dr. Ernst Wadenroder zur wohlmütigen Freude aller Kunstfreunde sein fünfzigjähriges Wiegenfest feierte, aber Rosen und Glieder des Gartens, statt zu welken, überdauernden den Glanz des Festes mit zunehmender Pracht der Farben und eindringlicherem Duft ihrer Blüten. Brauchte man nicht einfach die Festtafel wieder unter den Schatten der alten Kastanienbäume zu stellen, die erprobtesten Freunde her zu bitten und jenes Glück des hingegebenen Feierns erstand aufs neue?

An einem dieser Tage war es, daß der Fünfzigjährige sanft den Gleiten seiner Arbeitsgewohnheit entglitt und unter der Wölbung eines abgerundeten Lebens hindurch sich rückwärts in Vergangenes tastete. Das hieß ja im Grunde nichts anderes, als die Methode der wissenschaftlichen Forschung, die er so oft an anderen geübt, nun an seinem eigenen Leben erproben.

Aufgeschlagen vor ihm lag ein Album von Photographien, von Altersrost überglüht die meisten, nur wenige neu erhaltene lehten die Reihe bis in die jüngste Zeit hinein fort.

Es tat so wohl, in alten Erinnerungen zu trauern.

Rascher zuerst, dann immer bedächtiger, blätterte er die Bilden, mit Bildern aus der Höhenzeit seines Ruhmes bedeckten Seiten um, und er stellte befriedigt fest, daß Bild um Bild die

Somme des Erfolges tiefer und tiefer sank und seine Blicke auf den Bildern mehr und mehr beschattete. Es waren heiß umstrittene Etappen auf seiner Gelehrtenlaufbahn, die ihm da in die Erinnerung zurückgerufen wurden. Dann kam die Zeit, da er sein erstes Buch veröffentlichte, darüber, in stolzer Siegermüde und feierlichem Examensrock, der junge Dr. phil.

Bei diesem Anblick verweilte er in erneuertem Durchkosten seines ersten wissenschaftlichen Erfolges. Aber je länger er das Bild mit seinen Augen liebkoste, um so fester heftete sich sein Interesse an die körperhaften Formen seines Neukeren, ja, er fühlte sich wie von einer neuen Entdeckung begeistert.

Es gibt Menschen, die, sei es infolge einer nur ins Geistige gewandten Erziehung, sei es kraft einer Naturanlage, mit gleichbeider Sorglosigkeit auf körperliche Formen herabsehen und dabei in kindlicher Unbewußtheit auch die Formen des Umgangs vernachlässigen. Das sind die glücklichen Traumwandler des Lebens, die nie zu einem absichtsvollen, allseitig begriffenen Dasein erwachen und deren Lebensbogen sich von dem lächelnden Märchen ihrer Geburt bis zur lieblichen Legende ihres Sterbens spannt.

Von dieser Art war Ernst Wadenroder, der seit seinen frühesten Kindheitstagen wie in einem Bauerenschloß seiner künstlerischen Sehnsucht lebte und alles Geschehen in der Welt,

Ja, die einfachsten Notwendigkeiten des Alltags durch die Binsen-scheiben seiner unberührten Sinne betrachtete.

Vom Wetterleuchten der Entdeckung getroffen, stand sein Bewußtsein in dem unsicheren Zwielficht der Gewißheit und des fernhin zerfließenden Zweifels. Und so schlug er noch ein Blatt um, bis das weit ausgebreitete Auge die köstlichen Bilder seines ersten Kindesalters umfing.

Das Letzte zeigte einen vergnügten Säugling, wie er auf allen Vieren die ersten Gehversuche unternimmt. Was sich beim Säugling und erst recht beim Manne als die Ausprägung einer vollkommenen Mischung von lässiger Schönheit und tätiger Kraft offenbarte, deutete das Gesicht des hilflosen Knäbleins hoffnungsvoll an.

Da konnte der in aufgelöstem Schauen Versunkene es nicht hindern, daß eine Träne, als wollte sie erbarmungslos mahnende Erinnerungen auswischen, auf das liebliche Bildnis niederrann.

Langsam sah er so, von der Weise rückschauenden Betrachtens melodisch angerührt. Ein Gedanke löste sich aus dem Fluten des Gefühls, beladen mit einer unabwendbaren Frage an das Schicksal.

Da hatte er nun die meisten und wertvollsten Jahre des Lebens damit verbracht, in der kritischen Weise wissenschaftlicher Forichung die Inhalte der Museen und Sammlungen zu sichten und sie in Schulen und Richtungen nach ästhetischen Gesetzen einzureihen. Seine ewig schönheitsdurstige Seele labte sich in vollen Zügen an der uralten, stets sich erneuernden Fülle künstlerischen Schaffens. Und während so sein Inwendiges selber einer kostbaren Sammlung der Schönheit gleich, kam es ihm niemals an, einen Blick vor sein fleischliches Gehäuf hinaus zu tun, sich gleichsam von außen zu befehen.

Wo immer er einem lebenden Wesen begegnete, das seiner gesättigten ästhetischen Vorliebe entsprach, da nahm er es in seine instinktive Freundschaft auf, wie ihn denn mit aller Phantasie erzeugten Schönheit nie betretener Welten eine fernwirkende, brüderliche Gemeinschaft verband.

Sollte er also, indem er Bildern freundlichen Gewährens außer ihm nachjagte, das Opfer der Veringschätzung seiner selbst geworden sein? Und war nun dieses Kapital, da er es nicht nutzte, unwiederbringlich verthan?

Er war bereit, diese Fragen wie ein fanatischer Selbstankläger zu befehen. Er begann, zum erstenmal, seinem Berufe zu zürnen, daß er seinen Blick für die nächsten natürlichsten Dinge wie mit Scheuklappen frömmelnder Askese verhüllte und, statt ihn mit ruhigem Stolz auf den vollkommenen, lebendigen Menschen, der er war, zu erfüllen, seinen Forschungstrieb in entlegene Gebiete der künstlerischen Phantasie nur entführte.

Wie belustigend und ärgerlich zugleich erschien ihm jetzt seine von Jugend an geübte Gewohnheit, nach alter Gelehrtenart den Geist für alles, die äußere Form für nichts zu achten und diese Schätzungsweise durch ebenso altertümliche, wohlfeile Bekleidung in sinnfällige Erscheinung zu bringen.

Eingeschlossen in die Werkstätte seiner schöpferischen Wissenschaft, teilte er die Tageweise aller Geistesmenschen von Beruf, deren hartnäckiger Wille es oft ist, die träge, allzu roh genießende Mitwelt durch ihr Beispiel emporzureißen.

Für alle Bedürfnisse seines Menschentums fand er volles Genügen an seinem begeistert ergriffenen Berufe, der ihn hinreichend auch instand setzte, nach dem Verbrauch seines bald aufgezehrten väterlichen Vermögens ein unabhängiges Dasein zu führen. Da sein Ziel hochgesteckt genug war, um neben den geistigen alle seine Körperkräfte in Anspruch zu nehmen, blieb er von den launigen Pfeilen des rasenden Lebens unangefochten, was ihn wieder in stetigem innerem Gleichgewicht erhielt.

Freilich fand er jetzt auch eine Deutung für die ungehörige Umwerbung, der er in langen ersten Zeiten seines Schaffens durch angeblich kunstbegeisterte Verehrerinnen ausgesetzt war und die er gutmütig duldete, wenn er sie auch nicht allzu ernst nahm. Nur einmal schenkte er solchen unbestimmten Ditten Gehör, als er ein Mädchen aus gutem Hause auf dessen Bestürmung hin zur Verwaltung seines Junggesellenheims berief, zu welcher hausmütterlichen Beschäftigung, da des Mädchens künstlerisches Vorgeben echt war, sich eine ordnende und sonstwie technisch hilfreiche Tätigkeit gesellte. Mochte auch sonst ein heimlicher Wunsch sich an ihrem Herzen geregt haben und jene wortlose Verständigung, die zwischen ihnen herrschte, als eine von jungen Trieben der Mädchensehnsucht überschattete Brücke der sinnlichen Zuneigung sich immerhin erweisen: Ernst Wackerroder konnte sich das Zeugnis ausstellen, solche Wünsche niemals gefördert zu haben.

Das Ergebnis dieser späten Betrachtungen tat sich nach einiger Zeit darin kund, daß er die nun häufiger werdenden Pausen in seiner Arbeit dazu benutzte, auf weltmännische Art allen Mitteln nachzuspüren, die seine äußere Erscheinung zu vollenden geeignet waren. Die ersten Herrenschneider ließ er zu sich kommen, um vermöge ihres erprobten Geschmacks und seines künstlerischen Urteils das Erlesenste zu seiner Bekleidung zu wählen. Verließ er das Haus, so galt sein erster Gang den Auslagen in den Schaufenstern der Modehäuser, und selten kehrte er, ohne einen ansehnlichen Auftrag erteilt zu haben, zurück. Eingehend unterrichtete er sich über die Künste der Verschönerung, der er sich allmorgens durch wohlgeübte Spezialisten unterzog. In einem eigens hierzu hergerichteten Zimmer fehlte nichts von den unzähligen Requisiten einer raffinierten Körperpflege, da gab es eine verwirrende Auswahl von Pudern und Parfümerien, Wässern und Salben, wie sie nur das intimste Heiligtum einer Dame von Welt je schmückten. Ein vielfacher, drehbarer Spiegel, bis zur Decke reichend, überzeugte ihn in jeder Stunde von der Spannkräft seiner sehnigen Gestalt und den unwiderstehlichen Reizen seiner gewinnenden Erscheinung.

Die Seltsamkeit seiner im Unbewußten hemmungslos treibenden Künstlernatur ließ es indessen nicht zu, daß er nun mit spät erwachter Leidenschaft und unter den denkbar günstigsten Umständen sich verführerischen Genüssen in die Arme warf. Von fast mädchenhafter Schen, seine gewußten und teilweise ja gewollten Reize unter die begehrlche Menge zu tragen, machte er sich ein absichtsvolles Behagen daraus, sie hinter dem Schleier einer unverändert ernsten Haltung zu verbergen und sie gleichsam erst zu enthüllen, wenn er, fern den schaulustigen Menschen, in die Versammlung von schönheitsvollen Statuen, Gemälden und antiken Gipsabgüssen seines Arbeitszimmers trat. Hier dünkte es ihn, als wandle er ebenbürtig unter den Göttergestalten klassischer Kunst, ja, er war unbefangen genug, ihre unverhüllte Schönheit an der seinigen zu messen.

Wie im Rausche strömten ihm dann die Bilder und Vergleiche zu und Einsichten schöpft er, die ihm früher aus einer kaum mehr erklärlichen pietätvollen Zurückhaltung vorenthalten waren. Ein starkes Gefühl für die Bedingungen seines Schaffens durchleuchtete ihn wonnig; er glaubte zu erkennen, daß doch nur eine heimliche Ahnung verwandter Formen ihn von jeder Befähigt habe, die Gesetze der bildnerischen Aesthetik an jedem Kunstwerke so mühelos aufzuzeigen.

Aus einem übervollen, dankbaren Herzen drängte es ihn, jene Frau, deren hilfreicher Mitarbeit durch viele Jahre hindurch er einen Teil seines Erfolges schuldete, zum vollgültigen Kameraden seines ferneren Lebens zu machen. Und nachdem es, in stiller, eindrucksvoller Verborgenheit, geschehen war, schien ihm verdoppelter Schaffensdrang ein verjüngtes Alter wunschloser Erfüllung einzuläuten.